

Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band: 78 (2007)
Heft: 9

Artikel: Vroni Widmeier über die "ideale Freiwillige" : manchmal
Seelenausguss, meist liebe Vertraute
Autor: Brechbühler, Monika / Widmeier, Vroni
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-805091>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vroni Widmeier über die «ideale Freiwillige»

Manchmal Seelenausguss, meist liebe Vertraute

■ Monika Brechbühler

Es gibt zunehmend betagte und kranke Menschen, die keine Verwandten haben, die sie zu Hause oder im Pflegeheim besuchen. Aber wer nicht besucht wird, ist niemand – so das Gefühl der Betroffenen. Deshalb bieten verschiedene Organisationen so genannte Besuchsdienste an.



■ Sie waren Einsatzleiterin beim Besuchsdienst der Freiwilligen bei Pro Senectute. Was motiviert Menschen, ihre Zeit für Alte, Schwache und Behinderte einzusetzen?

Widmeier: Einer meiner Freiwilligen hat es einmal so ausgedrückt: «Mir geht es so gut, die Familie ist gesund und zwäg, wir können uns finanziell alle Wünsche erfüllen – da gebe ich gerne etwas weiter und stelle etwas von meiner Zeit zu Verfügung.» Vor allem Frauen ab 50 Jahren haben das Bedürfnis, noch etwas Sinnvolles anzufangen.

■ Ist das die richtige Motivation für Freiwilligeneinsätze?

Widmeier: Ja, besonders wenn es Frauen und Männer sind, die psychisch gefestigt und körperlich fit sind. Es braucht auch eine Portion Selbstsicherheit und eine gewisse Robustheit, um beispielsweise einen Rollstuhl schieben zu können. Ideal ist, wenn die Freiwilligen ausgeglichen und ruhig sind und über einen gesunden Humor verfügen.



Freiwillige müssen bei ihrer anspruchsvollen Arbeit geduldig zuhören können.

■ Was ist die falsche Motivation für solche Einsätze?

Widmeier: Schwierig sind Menschen, die selbst schwach und unsicher sind. Die suchen sich diese Arbeit mit

noch schwächeren Menschen, um sich besser zu fühlen. Sie brauchen dann selbst besondere Betreuung. Leute mit einem Helfersyndrom sind auch weniger

geeignet. Also Menschen, die helfen müssen, um sich wertgeschätzt zu fühlen. Da besteht die Gefahr, dass sie helfen, obwohl der Betagte selbst versuchen sollte, die anstehenden Aufgaben zu erledigen. Nur so behält der Betagte möglichst viel von seiner Autonomie.

■ Was macht einen guten Freiwilligen noch aus?

zu hohe Erwartungen an die Einsatzvermittlungstelle haben. Zwar anerkennen diese die Leistung der Freiwilligen, betreuen sie auch persönlich, denken etwa an deren Geburtstag, organisieren kleine Reisen und Feste. Aber als Einsatzleiterin von 120 Freiwilligen war ich recht gefordert und konnte nicht immer von Neuem jedem Einzelnen danken.

■ Welche Schwierigkeiten gibt es als Freiwillige?

Widmeier: Viele betagte Menschen sind vom Leben frustriert und generell negativ eingestellt. In ihrer depressiven Stimmung können sie die Freiwilligen richtiggehend als «Seelenschüttstein» benützen. Oft drehen sich die Klagen immer um dieselben Ungerechtigkeiten und schrecklichen Erlebnisse. Hier hilft einerseits geduldiges Zuhören und andererseits der Versuch, das Gespräch auf ein anderes, erfreuliches Thema zu lenken. Auf etwas im Hier und Jetzt, beispielsweise auf dem Tisch oder auf etwas anderes

Widmeier: Er darf Äusserungen oder Reaktionen von Betagten nicht zu persönlich nehmen. Meist entspringen solche den Krankheiten wie etwa der Demenz. Auch darf er nicht

Schönes, Positives. Auf keinen Fall sollte man sich von diesen negativen Gesprächen herunter ziehen lassen; es gilt, sich innerlich abzugrenzen. Es gibt auch alte Menschen, bei denen es nie

genug ist: Sie sind überzeugt, dass sie zu wenig besucht werden, und wenn schon mal einer kommt, bleibt er zu wenig lang. Auch hier ist es wichtig, dass sich die Freiwillige abgrenzen kann, das kann und darf nicht ihr Problem sein.

■ Seit über zwanzig Jahren kümmern Sie sich um Ihre Nichte, die in einem Behindertenheim lebt – ist das anders als Freiwilligenarbeit?

Widmeier: Es ist auch Freiwilligenarbeit, allerdings unter anderen Bedingungen. Meine verstorbene Schwester litt an einer Muskelschwund-Erkrankung. Ihre Tochter hat diese Krankheit geerbt und ist ausserdem geistig behindert. Schon früh – damals lebten Mutter und Tochter noch zusammen in einer Wohnung – musste ich als einzige Nahstehende Betreuungsarbeit leisten. Es fing an mit der Erledigung administrativer Aufgaben und ging allmählich über in Haushaltsführung. Als sich der Zustand meiner Schwester verschlechterte, galt es, für sie einen Pflegeplatz und für ihre Tochter einen Platz in einem Wohnheim zu finden. Seit dem Tod meiner Schwester bin ich offiziell Beiständin meiner Nichte. Ich erledige alles Finanzielle und muss jedes Jahr die genaue Buchführung vorzeigen. Ich besuche sie regelmässig im Heim, gehe aber auch mit ihr Kleider einkaufen oder zum Arzt. Ich unternehme kleine Ausflüge mit ihr und hole sie zu Familienfesten ab. Sie ist mir wie eine fünfte Tochter, von daher kann es keine Freiwilligenarbeit sein, ich werde diese Aufgaben nicht aufgeben, wie ich es als richtige Freiwillige tun könnte. Das habe ich allerdings auch gar nicht im Sinn: Denn die Nichte ist sehr dankbar und freut sich über jede Kleinigkeit. Ich mache mir Sorgen um ihre Zukunft, denn je mehr die Muskelkrankheit fortschreitet, desto pflegeabhängiger wird sie sein. Sie wird den Rollstuhl brauchen und noch viel eingeschränkter sein – und ich werde auch nicht jünger. ■

Foto: Thierry Parel / SRK

Foto: Thierry Parel / SRK